



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Meinem Vater, dem es weder an Pastoralklugheit noch an Herz und Gemüt fehlte, glückte es, das richtige Maß zu halten und den rechten Ton zu treffen. Er war freundlich gegen jedermann, sprach ebenso eingehend mit dem ärmsten Häusler wie mit dem stolzen Großbauer und wußte bei aller Herablassung doch immer die Würde und den Stand des Pastors zu wahren. So kam es, daß die umfangreiche Gemeinde, die mein Vater volle fünfundvierzig Jahre lang als Prediger leitete, ihm bis zu seinem Tode in vertrauender Liebe zugethan blieb. Wenige Einzelne nur machten davon eine Ausnahme, hüteten sich aber wohl vor jeder Herausforderung, da zu einer solchen vonseiten des Vaters niemals Anlaß gegeben wurde. (Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Von Professor Dr. G. Bornhak, Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1886.

Populäre Darstellungen ohne andern Zweck als den der Popularisirung einer Wissenschaft — bei keinem wirklichen Forscher sonderlich beliebt — pflegen ihm doch auf keinem Gebiete weniger zu behagen als auf dem der Literaturgeschichte. Natürlich; denn es giebt kein Gebiet, das dem allgemeinen Zugange so offen wäre als das seine, keines, das einer außerwissenschaftlichen Behandlung weniger bedürftig wäre, keines, das bei einer unwissenschaftlichen mehr verlöre. Das Publikum ist andrer Ansicht, wie unausgesetzt neue Erscheinungen auf diesem Felde sogar mit wiederholten Auflagen beweisen. Denn dies wissenschaftliche Gebiet ist zugleich eins von denen, die dem Tagesleben zunächst liegen, und dasjenige, dessen Kenntnis bei jedem, der auf „Bildung“ Anspruch macht, zunächst vorausgesetzt wird. Kein Wunder, daß bei den bekannten gesellschaftlichen Eigenheiten der Menschen, möglichst viel scheinen zu wollen oder mit möglichst wenig möglichst viel auszurichten, auch hier der „billige Mann,“ d. h. derjenige, welcher für die geringste Geistesanstrengung das meiste bietet, den größten Zuspruch findet.

Es ist daher stets mit Freuden zu begrüßen, wenn man berufene Hände bei dem schwierigen und wenig dankbaren Werke findet, hier zu vermitteln, den wirklichen Geist der Wissenschaft in eine würdige und dabei allgemein gangbare Form zu bringen. Das vorliegende Werk erweitert rühmlichst den verhältnismäßig kleinen Kreis der hierher zu rechnenden Leistungen. Der Verfasser bietet auf der einen Seite in einem verhältnismäßig nicht zu starken Bände das gewaltige Material seines Themas nebst dem wissenschaftlichen Apparat von Spezialwerken und Monographien in einer bisher auch in Frankreich nicht vorhandenen Vollständigkeit (man könnte dort höchstens das in bedeutend kleinerem Rahmen gehaltene Werk von Demogeol etwa als Seitenstück aufführen), sodaß man hier wohl von einem Ansätze zu dem von deutschen Forschern schmerzlich vermißten „französischen Goedeke“ sprechen kann. Auf der andern Seite liefert er dem stoff- und grundlagebedürftigen Neuling auf eine sehr bequeme Art nicht bloß eine bis ins Einzelne gehende

Literaturbeschreibung, sondern, was für ihn vielleicht noch wichtiger ist, eine geschickte Inhaltsübersicht aller nur irgendwie bedeutsamen Erscheinungen. Hierbei wird mit denkbarster Objektivität verfahren, und wenn sich irgendwie Sympathien oder Antipathien verspüren lassen in der breiteren Ausführung dieser, der kürzeren Behandlung jener Partien, so wird man darin nur die Kritik eines ästhetisch und historisch gebildeten Mannes erkennen, der aus einem Wust von politischen, sozialen und Geschmacksexperimenten das Bedeutsame, Verwendbare und Bleibende in den Vordergrund zu stellen sucht. George Sand tritt z. B. mehr hervor als Eugen Sue, wir finden das sehr natürlich. Aber deswegen wird eine Erscheinung wie Balzac aufs eingehendste und liebevollste gewürdigt, dem wackern Bayle wird eine verdiente Auszeichnung zu Teil. Das Sensationelle und in Folge dessen vielfach Besprochene beirrt den Blick dieses literarhistorischen Führers glücklicherweise nicht. Wichtig ist das z. B. bei dem Dramatiker Augier, dessen Bedeutung anderer Art ist als die eines Scribe, Dumas und Sardou und gerade auf den nicht vom Tageserfolge getragenen und in Folge dessen bei uns leider am wenigsten bekannten Stücken beruht. Die Nichtbeachtung der allerneuesten Entwicklung, sowie etwa die knappe, obligate Besprechung Zolas gründet sich auf dieselben Prinzipien. Die neuere Literatur spielt sonst eine überwiegende Rolle und zwar eine umso umfangreichere, je mehr sie sich unsern Zeiten nähert. Die Gründe hierfür ergeben sich aus der Bestimmung des Buches von selbst.

Ueber die Anordnung des Stoffes mit dem Verfasser zu rechten, wird sich jeder hüten, der die Schwierigkeit dieses Punktes gerade in der französischen Literatur einsieht. Gruppierungen um Zentralpunkte oder nach Landschaften und Stämmen, wodurch z. B. die deutsche so übersichtlich wird, sind dort unmöglich. Nicht erst seit den Begründern der Souveränität, seit Henri IV., Richelieu, Mazarin, nein schon seit der Renaissance unter den Auspizien des Siebengekörns aus dem Collège de Coqueret giebt es nur eine Literatur, die hauto littérature von Paris. Und dies ist schließlich die eigentliche französische Nationalliteratur, da das sinkende Mittelalter gerade in Frankreich poetisch höchst physiognomielos, die Troubadourpoesie aber nicht eigentlich „französischen“ Gepräges ist. Die Normandie etwa als Dichterprovinz zu fassen (Malherbe, Corneille), wie bei uns im siebzehnten Jahrhundert Schlesien, oder gewisse moderne Südfrenzen dem Norden entgegenzusetzen, wie die Schweizer den Sachsen, wird niemandem im Ernste einfallen. Die gewählte Gruppierung nach den Dichtungsarten oder den literarischen Produktionen, die der Dichtung nahestehe(n) und hier sind gerade in Frankreich Geschichtschreibung, Politik und Philosophie mehr als irgendwo heranzuziehen, schon aus äußern Gründen, da diese Gebiete drüben nicht so im Banne des „Faches“ liegen), diese Gruppierung, an der z. B. bei uns die Kurze Literaturgeschichte scheiterte, dürfte für unsre Empfindung die passendste sein. Denn nirgends haben sich die einzelnen Gattungen mehr ausgelebt, nirgends ist ihre Scheidung für die Gestaltung der Literatur selbst wichtiger geworden, als bei dem formgläubigsten aller Literaturvölker. Anzuträglichkeiten ergeben sich schließlich in dieser Hinsicht bei jeder Methode. Diejenige Periode, wo sie hier am ehesten auffallen, die sogenannte klassische, gestehen wir übrigens noch nirgends vollkommen durchsichtig behandelt gefunden zu haben. Die Gegensätze und Entwicklungen (Malherbisten und Precieufe, Grammatiker, Akademiker und Italiener, sowie ihre Opponenten, der philosophischen Interessen gar nicht zu gedenken) sind da so mannichfach und so rasch aufeinander gefolgt, daß zu ihrer historischen Bewältigung mehr Kunst gehört, als in so kleinem Rahmen, wie er hier dem siebzehnten Jahrhundert verhältnis-

mäßig eingeräumt wird, aufgewendet werden kann. Zusätze und Wünsche können immer vorgebracht werden. Oft sagt man damit dem Verfasser eines historischen Buches nichts neues, wenn es sich nicht gerade um Spezialstudien handelt. Da letzteres hier nicht der Fall ist und der Eindruck des ersteren an den betreffenden Stellen überwiegt, so unterlassen wir es lieber ganz.

Die Kais. Kön. Gemäldegalerie in Wien. Radirungen von William Unger.  
Text von Carl v. Lützow. Wien, S. O. Mischke.

In Wien besteht bekanntlich seit anderthalb Jahrzehnten oder länger eine Gesellschaft, deren Aufgabe dem Namen nach wäre, die vervielfältigenden Künste zu fördern, die es jedoch sehr bald vorgezogen hat, den verschiedenen Arten mechanischer Reproduktion mittels der camera eine Förderung zu gewähren, deren sie garnicht bedürfen. Umso verdienstlicher erscheint das obengenannte, jetzt mit der fünf- undzwanzigsten Lieferung abgeschlossene Privatunternehmen. Der Bedeutung der Heliographie, des Lichtdrucks, der Zinkätzung u. s. w. soll in keiner Weise zu nahe getreten werden. Die Kunstwissenschaft möchte diese Vervielfältigungsmittel so wenig entbehren wie das kunstfreundliche Publikum, und nicht ihnen gereicht es zum Vorwurf, wenn sie gezwungen werden, die Illustrationsmode auf allen ihren Irrwegen zu begleiten. Aber Auge und Hand des Künstlers können nicht durch die Maschine ersetzt werden, und insbesondere bereitet die photographische Wiedergabe alter Gemälde trotz aller Fortschritte, welche uns die letzten Jahre gebracht haben, immer nur einen mäßigen Genuß, da sie alle Zerstörungen durch die Zeit viel auffälliger macht, als sie an den Originalen sind.

Gerade eine Publikation der Hauptwerke der Wiener Galerie mußte längst gewünscht werden, da weder die vor längerer Zeit erschienenen Stahlstiche noch die Photographien nach Kartonzzeichnungen höhern Ansprüchen genügen. Freilich konnte nur ein Künstler wie Unger ein solches Werk unternehmen, der mit der längst bewährten Meisterschaft, sich in die Eigenart jeder Schule und jedes Malers zu versenken, eine heutzutage beispiellose Arbeitskraft vereinigt. Im Laufe von zehn Jahren hat er hundert Blätter großen Formats (bis 38 × 32 Centimeter Plattengröße) und noch siebenundsiebzig kleinere, in den Text eingedruckte radirt — allein schon eine bewundernswürdige Leistung, umso bewundernswürdiger, wenn man bedenkt, daß fünfundsiebzig verschiedene Meister von Jan van Eyck bis auf Peter von Strudel wiederzugeben waren, und in dieser Reihe neben den seiner Individualität am meisten zusagenden, wie Rubens (vierzehn große, elf kleine Stiche), van Dyck (acht große, fünf kleine), Tizian (elf große, sieben kleine), Rembrandt (fünf große, zwei kleine), auch Mantegna, Raffael, Dürer, Holbein u. nicht fehlen durften.

Der Text zu Prachtwerken — und ein solches ist das vorliegende auch vermöge seiner Ausstattung — ist stets zu einer ziemlich bescheidenen Rolle verurteilt. Hier hat man für denselben verständigerweise ein Format gewählt, welches gestattet, auch von den historisch-kritischen und gegenständlichen Erläuterungen, mit welchen Professor von Lützow jedes Blatt angemessen begleitet, wirklich Nutzen zu ziehen.

Führer durch den Konzertsaal. Von Hermann Kresschmar. Erste Abteilung:  
Sinfonie und Suite. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1887.

Mit diesem Buche haben Verfasser und Verleger einen sehr glücklichen Wurf gethan. An einem solchen Buche hat es wirklich gefehlt. Der Verfasser, einer

unsrer geistvollsten und kenntnisreichsten Musiker, den Lesern dieser Blätter durch manchen wertvollen Beitrag zu den letzten Jahrgängen bekannt, hat in Rostock, wo er als Kapellmeister thätig ist, seit Jahren den löblichen Brauch beobachtet, die Zuhörer seiner Konzerte durch vorher veröffentlichte Aufsätze auf die Aufführungen vorzubereiten. Aus solchen Aufsätzen ist mit der Zeit dieses Buch entstanden.

Der vorliegende erste Band ist der Suite und der Symphonie gewidmet. Die Anordnung ist sehr übersichtlich und bequem. In fünf Abschnitten zeichnet der Verfasser in großen Zügen die Entwicklung beider Kunstformen von den Zeiten Händels und Bachs bis zur unmittelbarsten Gegenwart, legt aber auch jede einzelne Symphonie und Suite Satz für Satz nach Form und Inhalt dar. Jeder Kenner weiß, daß derartige Darlegungen für ein größeres Publikum zu schreiben eine ungemein schwierige Sache ist. Auf der einen Seite droht die Gefahr, in leere, schönrednerische Phrasen zu verfallen, auf der andern die Gefahr, eine trockne, sozusagen naturgeschichtliche Bergliederung zu liefern. Beide Gefahren hat der Verfasser vermieden. Er weist überall kurz und klar die Hauptthemen nach — die in Notendruck, mit Angabe der Instrumente, in den Text eingeflochten sind —, sodaß man beim Lesen den Eindruck hat, als wenn der Verfasser in lebendigem Vortrage die Hauptthemen spielte oder fänge — und diese Themen charakterisirt er dann, wobei ihm Bilder und Gleichnisse in Fülle und Fülle, aber immer glücklich und treffend, in die Feder fließen, zeigt ihren Wechsel, ihre Verknüpfung und läßt so den ganzen Satz an unserm innern Auge vorüberziehen. Bei dieser Darstellungsart findet jeder seine Rechnung: der Musiker von Fach ebenso wie der tüchtige Dilettant und der bloße musikliebende Laie. Und vollends die Herren von der Feder! Wie werden unsre gewerbsmäßigen Musikrezensenten diesen Text ausplündern! Wenn sie es nur thäten! Es wäre das Gescheiteste, was sie thun können.

Im Vorwort entschuldigt sich der Verfasser gleichsam, daß er die Komponisten und Kompositionen auch „beurteilt“ habe. Dieser Entschuldigung bedarf es wahrlich nicht. Der Leser wünscht ja geradezu, namentlich den neuern Erscheinungen gegenüber, auch kritische Fingerzeige, und wo das Urteil so unparteiisch, so wenig tendenziös, so maßvoll ist, wie hier, wird niemand das Geringste dagegen einwenden. Zu maßvoll möchten wir es bisweilen nennen. Den nachgiebigen Standpunkt z. B., den der Verfasser der Programmmusik liest und überhaupt dem ganzen Komponisten liest gegenüber einnimmt, theilen wir durchaus nicht. Das weiß er auch.

Das Buch ist auch stilistisch eine Freude, und würde es noch mehr sein, wenn der Verfasser nicht gar zu sehr in entbehrlichen Fremdwörtern schwelgte. Wir meinen nicht die unvermeidlichen Kunstausdrücke, nein nein, die ganz entbehrlichen Wälschlinge, die bloß zum Redeschmuck dienen sollen, und die man im Handumdrehen ins Deutsche übersetzt. Für eine zweite Auflage haben wir die Bitte, daß in dieser Beziehung gründlich aufgeräumt, auch daß die Sinfonie überall in eine Symphonie, dagegen der Styl überall in einen Stil verwandelt werden möge. Und noch eine Bitte: Wollen wir denn den trefflichen böhmischen Komponisten Dworschak nicht endlich beim richtigen Namen nennen? Er schreibt sich böhmisch Dvorák, und das Zeichen ř ist auszusprechen rsch. Wenn unsre deutschen Druckereien das Zeichen nicht haben, so kann man doch nicht ohne weiteres ein bloßes r dafür setzen, und selbst wenn sie es hätten, was nützt es dem Leser, wenn er es nicht auszusprechen weiß? Wir Deutsche sind und bleiben in solchen Dingen doch unverbesserliche Pedanten. Wenn man sich entschließen könnte, einen Namen wie Chodowiecki vernünftigerweise deutsch Kodowiecki zu schreiben, so würde man ihn nicht alle Tage von sonst

recht hübschen Leuten Schodowiecki aussprechen hören. Radecki war klug, er ließ sich gleich Radecki schreiben.

Die Ausstattung des Buches ist allertierliebste. Die kleine Kolonne, der breite Rand, die zierlichen Nötchen im Text — wir haben lange nicht etwas so anmutiges gesehen.

Credo. Gesammelte Aufsätze von Fritz Mauthner. Berlin, F. F. Heines Verlag, 1886. Der letzte Deutsche von Blatina. Erzählung von Fritz Mauthner. Dritte Auflage. Dresden, Minden, 1887.

Nichts ist natürlicher als das Bedürfnis eines Feuilletonisten, seine zerstreut gedruckten kleinen Aufsätze zu sammeln, um einmal auch in seiner ganzen Besonderheit gewürdigt werden zu können. Denn das einzelne Feuilleton, wie es zerstreut gelesen wird, zeigt niemals den ganzen Autor; was er in Wahrheit vermag, das kann nur die Sammlung vieler zeigen. Von dieser Absicht war auch Mauthner bei der Ausgabe seines „Credo“ geleitet, und diesen Zweck hat er auch erreicht. Wir lernen ihn als einen vorurteilslosen und Vorurteile bekämpfenden Mann kennen, er weiß genug, um über die beschränkte Spanne der Gegenwart hinaus zu leben und dieselbe von höhern Gesichtspunkten anzuschauen; er ist philosophisch gebildet genug, um von der Beobachtung des Einzelnen Rückschlüsse auf die allgemeinen Strömungen, die dahinter liegen, ziehen zu können; er hat den Mut und den Geist, um freimütig allen Thorheiten gegenüberzutreten, und wären sie mit den ehrbarsten wissenschaftlichen Fächchen gedeckt; und er schreibt anmutig und geistreich genug, um seine Wahrheiten auch in dem manierlichsten Salon vortragen zu können. Dabei berührt es wohlthuend, daß sein Wiß nie Selbstzweck wird, dem zuliebe die Wahrheit und Gerechtigkeit geopfert würde; er ist immer eigentlich sehr ernsthaft und es bleibt in all seinen Satiren auch stets ein wohlthuender Rest übrig, der uns das Gefühl der Bitterkeit erspart; er sagt wirklich etwas und spielt nicht bloß mit Worten. Die hier gesammelten Aufsätze sind vornehmlich streitbarer Natur; sie berühren das künstlerische, musikalische, literarische und soziale Leben der Gegenwart. Mauthner spottet über die übertriebenen Musikfreunden derselben, über die Klavierseuche; er weist nach, wie im Grunde dabei nur hohle Gedankenlosigkeit befördert wird. In glänzender Weise zieht er eine Parallele zwischen Klopstock und Richard Wagner, was mehr als ein Wiß, sondern eine Idee ist. Er macht boshafte Betrachtungen über den Streit zwischen den Künstlern und Kunstgelehrten; er erzählt von der Wanderung eines modernen Bildes aus München über Amerika, China und Asien in ein deutsches Museum für Anthropologie; vor dem modernsten Gößen, genannt „Publikum“, hat er gottlob keinen Respekt, denn er weiß dessen Kunstsinne richtig zu taxieren. Er weist auf die Charakterlosigkeit der illustrierten Zeitungen hin. Er untersucht die Frage nach dem, was in unsre Hausbibliothek gehöre, und geißelt die literarischen Moden, die mit Übers z. B. einen Kultus treiben und „Marda“ gar auf die Bühne bringen. Er untersucht: „Was wirkt die Bühne?“ und antwortet: „Aus einer Stätte der Erhebung ist sie eine der Erholung geworden.“ Vom edelsten Humanismus getrieben, schreibt er eine Philippika gegen die „Menschenausstellungen“ der Siamesen im Zoologischen Garten. Er beklagt das „Virtuosentum in der Literatur“ und schreibt boshafte Satiren auf die Goethephilologen: „Goethe auf Besuch“ und „Wagner über Faust.“ In dem letztern Feuilleton wird Voepers Faustkommentar ebenso heiter ins rechte Licht gestellt, wie Dubois-Reymonds Vortrag „Goethe und kein Ende“ vornehm abgeföhrt wird. Bornig werden die „Verkleinerer Lessings“ abgefanzelt. Dann

folgen ein Duzend Charakterbilder aus der Gesellschaft: der Halbgebildete, der Dilettant, der Autographensammler, der Streber, Reisende der Dichtkunst, der -aner, der Nassauer (worunter auch der ehrenwerte Journalist gemeint wird, der sich seine Theaterkarten stets umsonst holt). Es sind durchaus Studien nach dem Leben und so treu, daß man mit dem Finger nach dem hier und da angetroffenen Originale deuten möchte. Die Form dieser Bilder erinnert an die Manier des alten Labruyère: nach Erklärung des Begriffs werden die Bemerkungen angereicht. „Modelle“ nennt Mauthner in glücklicher Wendung seine Sammlung.

Soviel über die Feuilletonsammlung. Ob sie, die vornehmlich streitbarer Natur ist, die ihre Originalität nur in dem, was bekämpft wird, nicht in dem Standpunkte, von dem aus gekämpft wird, findet, ob sie mit dem positivsten Worte der Welt, mit dem Credo, richtig bezeichnet worden ist, darf man jedoch bezweifeln, trotz Mauthners Versuch, diesen Titel zu rechtfertigen.

Die Erzählung „Der letzte Deutsche von Blatna“ ist poetisch garnicht ernst zu nehmen, aber als Tendenzwerk ist sie ein Meisterstück. Mauthner, von Haus aus ein Deutschböhme und demnach mit den Verhältnissen seiner Heimat wohlvertraut, giebt in der Erzählung ein ausgezeichnetes und wirkungsvolles Bild der nationalen Kämpfe in derselben zwischen Deutschen und Tschechen. In dem Schicksale zweier Jugendfreunde, des Deutschen Anton Gegenbauer und des Tschechen Zabož Prokop, giebt er eine Entwicklungs- und Naturgeschichte der böhmischen Zustände. Die Knaben sind Söhne ein- und desselben Städtchens, in welchem der durchfließende Fluß seit Jahrhunderten die Sprachgrenze der beiden Nationen bildet. Aber nach 1866 ist über die Tschechen die Furcht vor den Preußen gekommen, und mit Unterstützung der Regierung ist ihr Nationalgefühl immer mehr gestärkt worden; von da ab beginnen die nationalen Reibungen. Hübsch werden die Nationalcharaktere schon in den Knaben kontrastirt: Zabož schwärmt für die Hussiten, Anton für Ideale der reinen Menschlichkeit. Es wird dann gezeigt, wie die Tschechen, immer von der Regierung unterstützt, die Deutschen zurückdrängen, aus den Wirtschaften, aus den Geschäften, aus dem Grundbesitze, aus den Wahlen, und Mauthner ist streng genug, um auch die Schwächen der Deutschen aufzudecken: ihre nationale Gleichgiltigkeit, ihre Nachgiebigkeit, ihren unpolitischen Sinn. Und andererseits stellt er den nationalen Ausschreitungen der Jungtschechen die geschmacklosen Uebertreibungen des Reichenberger Deutschtums in gutmütigem Humor gegenüber. Es wird ferner gezeigt, wie die langsamen Deutschen, gezwungen durch das Vorgehen der Tschechen, sich endlich zum Kampfe um ihre Nationalität aufraffen und dann mit stämmigem Troß bis aufs Aeußerste ausharren. Kurz, alle Typen der Bewegung werden verständnisvoll vorgeführt, die Tendenz ist, ohne sich aufzudringen, im Gange der Handlung verborgen. Da die nationalen Kämpfe in Böhmen die Augen von ganz Deutschland auf sich lenken, so war es verdienstlich von Fritz Mauthner, einmal ein wahrheitsgetreues Bild derselben zu entwerfen und anders, als es die Zeitungsliteratur zu thun vermag. Daß er einen glücklichen Griff in seinem „Letzten Deutschen“ gethan hat, beweist der rasche Erfolg des Buches, denn es liegt schon in dritter Auflage vor.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.